

BRITTAINY C. CHERRY

DEINE
W O R T E
IN MEINER
S E E L E
R O M A N

.digital

LYX

»Gib mir mal den ...« Er trat einen Schritt vor, um mir den Trolley abzunehmen, doch ich ließ ihn nicht los.

»Hab ihn doch schon.«

Er seufzte und fuhr sich mit der Hand durch den grau gesprenkelten Bart. Er sah älter aus, als er sollte, aber das konnte auch an seinen Schuldgefühlen liegen. »Okay.«

Ich warf meinen Koffer auf die Ladefläche des Pick-up und wollte auf der Beifahrerseite einsteigen. Doch die Tür ließ sich nicht öffnen, wie ich entnervt feststellte. Das sollte mich eigentlich nicht überraschen – Henry war Spezialist für Dinge, die nicht funktionierten.

»Sorry, Kleines. Die Tür macht 'n bisschen Probleme. Du kannst an meiner Seite einsteigen.«

Wieder verdrehte ich entnervt die Augen, ging zur Fahrerseite und kletterte mühsam hinein, wobei ich hoffte, dass man meine Unterwäsche nicht sah.

Wir fuhren schweigend, und ich stellte mir vor, dass Schweigen das beherrschende Element der nächsten Monate sein würde. Verlegenes Schweigen. Seltsame Dialoge. Merkwürdige Begegnungen. Henrys Name mochte zwar auf meiner Geburtsurkunde stehen, aber wenn es darum ging, ein wirklicher Vater zu sein, hatte er sich stets durch Abwesenheit ausgezeichnet.

»Sorry wegen der Hitze. Die verdammte Klimaanlage hat letztes Wochenende den Geist aufgegeben. Hätte nicht gedacht, dass es bei uns so heiß werden kann. Weißt du, dass für Ende der Woche über 37 Grad erwartet werden? Verdammte Erderwärmung«, behauptete Henry. Ich antwortete nicht, was er wohl als Ermunterung nahm, um weitere launige Bemerkungen vom Stapel zu lassen. So war mein Schweigen aber nicht gemeint. Es wäre mir wirklich lieber gewesen, wenn er nicht auf Small Talk gemacht hätte. Ich hasste Small Talk. »Gabby hat erzählt, dass du einen Roman schreibst, ja? Ich hab dich in einen Englisch-Leistungskurs bei einem tollen Lehrer eingeschrieben. Es heißt zwar, wir würden nur die Besten der Besten einstellen, aber du kannst mir glauben, auch bei uns hängen ein paar Nieten herum.« Er lachte über seinen eigenen Witz.

Henry war stellvertretender Schulleiter der Edgewood Highschool, die nach den Ferien meine Schule werden sollte. Die letzten einhundertundachtzig Tage meiner Schullaufbahn würde ich also unter der Ägide meines leiblichen Vaters verbringen, der in dem Schulgebäude die Korridore unsicher machte. Hervorragende Aussichten.

»Das ist mir egal, Henry.«

Er zuckte zusammen, als er die Anrede hörte, aber wie sollte ich ihn sonst nennen? »Dad« kam mir viel zu persönlich vor und »Vater« zu ... moralisch. Also würde ich bei Henry bleiben. Ich kurbelte mein Fenster ein kleines Stück herunter, um Luft zu schnappen. Mein neues Leben drohte mich zu überwältigen.

Henry sah mich von der Seite an und räusperte sich. »Deine Mom hat gesagt, dass du schlimme Panikattacken hattest?«

Ich verdrehte in bester Nachahmung eines verängstigten Teenagers die Augen. Im Grunde hatte ich unter Panikattacken gelitten, seit wir von Gabbys Krankheit erfuhren. Aber das ging Henry nichts an.

Aus Verlegenheit wechselte er wieder das Thema. »Wir freuen uns wirklich sehr, dass du zu uns kommst«, betonte er.

Mein Kopf fuhr ruckartig zu ihm herum. Ich starrte ihn fragend an, bis er den Blick wieder auf die Straße richtete. Ich war vor Verwunderung wie erstarrt. »Wer ist *wir*?«

»Rebecca ...«

Rebecca? Wer ist Rebecca?

»... und ihre Kinder«, murmelte er. Sein Räuspern klang unangenehm.

Ich riss vor Erstaunen die Augen auf. »Wie lange wohnt ihr schon zusammen?«

»Seit einer Weile.« Seine Stimme klang einschmeichelnd, damit ich nicht weiter bohrte.

Was Henry wollte, war mir völlig egal. Außerdem wusste ich, dass er log, wenn seine Stimme diesen honigsüßen Ton annahm.

»Ich meine, habt ihr schon zusammengewohnt, bevor du uns dieses Jahr zum Geburtstag angerufen hast – mit drei Tagen Verspätung?« Sein Schweigen war Antwort genug. »Und was war letztes Jahr? Als du gar nicht angerufen hast? Habt ihr da schon zusammengewohnt?«

Leicht aus der Fassung gebracht antwortete Henry: »Ach herrje, Ashlyn. Was spielt das jetzt noch für eine Rolle? Das ist Vergangenheit.«

»Ja, aber eine Vergangenheit, die *meine Gegenwart* betrifft«, betonte ich, drehte mich wieder nach vorn und starrte auf die Straße.

»Nur ein paar Monate ...«, flüsterte er. »Wir leben erst seit einigen Monaten zusammen.« Er schwieg ein paar Minuten. Dann versuchte er wieder krampfhaft eine Unterhaltung zu beginnen. »Also – womit beschäftigst du dich so?«

Müde von der langen Reise – und der Wendung meines Lebens – seufzte ich und knibbelte an dem winzigen Rest Nagellack, der von Gabbys Beerdigung übrig geblieben war. »Henry, das ist jetzt wirklich nicht nötig. Wir müssen nicht um jeden Preis verlorene Zeit wiedergutmachen. Denn das ist sie – verloren. Oder etwa nicht?«

Danach sagte er nicht mehr viel.

Von meiner Jacke hing ein loser Faden herab. Als ich daran zog, musste ich grinsen. Gabby hätte mir gesagt, ich sollte den Faden in Ruhe lassen, sonst würde ich mir noch die ganze Jacke ruinieren. In Sekundenschnelle traf mich die Trauer mit all ihrer Wucht. Ich schloss die Augen und atmete die heiße, stickige Luft im Wagen ein.

Fast drei Wochen waren vergangen, seit ich Gabby verloren hatte, und kein Tag war ohne Tränen vergangen. Ich hatte so viel geweint, dass ich mich wunderte, überhaupt noch Tränen zu haben.

Es heißt ja immer, dass der Schmerz vergeht. Es heißt, dass es mit der Zeit leichter wird. Ich aber sah das nicht. Denn mein Schmerz wurde mit jedem Tag schlimmer. Die Welt wurde düsterer. Nichts wurde besser.

Mein Kopf sank gegen das Fenster, und als ich die Augen wieder aufmachte, wischte ich eine einsame Träne fort, die meine Wange benetzte. Meine Unterlippe zitterte vor unterdrückter Not. Ich wollte nicht vor Henry weinen – oder vor irgendwem. Ich weinte viel lieber allein, und im Dunkeln.

Ich wünschte so sehr, dass Gabby noch am Leben wäre.
Und ich wünschte mir, ich würde mich nicht so tot fühlen.

Henry fuhr auf die mit Kies bestreute Zufahrt zu seinem Haus – meinem zeitweiligen Wohnsitz. In der Einfahrt standen noch zwei Autos, ein neuer aussehender Nissan Altima und ein älterer blauer Ford Focus.

Das Haus war riesig im Vergleich zu der Zweizimmerwohnung, in der ich mein ganzes Leben verbracht hatte. Die Hecke zur Straße war perfekt beschnitten, und eine amerikanische Flagge flatterte im leichten Wind.

Und der Garten war von einem weißen Lattenzaun umgeben – ohne Scheiß. *Ein weißer Lattenzaun!*

Im ersten Stock des Hauses waren drei Fenster. Hinter einem sah ich einen Typen mit Kopfhörern, der durch die Vorhänge linste. Als unsere Blicke sich trafen, zuckte sein Kopf zurück.

Oh mein Gott. Henry wohnte tatsächlich mit anderen Menschen zusammen. Als er ausstieg, rutschte ich über den Fahrersitz und kletterte aus dem Wagen. Bevor ich meinen Rock glatt streichen konnte, stand eine Frau vor mir – Rebecca, wie ich annahm. Sie umarmte mich.

Warum zum Teufel fasste diese Fremde mich an?

»Ashlyn! Wir freuen uns ja so, dass du gekommen bist!« Sie drückte mich, während meine Arme schlaff herabhingen. »Gott ist voller Güte, denn er hat dich zu uns geschickt. Das ist ein Zeichen des Himmels, ich habe es gewusst.«

Ich blinzelte verblüfft und trat einen Schritt zurück. »Der Himmel hat meine Schwester getötet, damit ich bei der Familie meines Vaters leben darf, der mir total fremd ist?«

Ein schmerzliches Schweigen entstand, dem Henry mit einem unbehaglichen Lachen den Stachel zu nehmen versuchte. Rebecca kicherte unsicher.

»Komm, Liebes, ich nehme deine Taschen.« Rebecca ging zur Ladefläche, Henry hinterher. Sie sprachen leise miteinander, als stünde ich nicht einen halben Meter entfernt. »Wo ist denn ihr Gepäck, Henry?«, erkundigte sich Rebecca mit einem Stoßseufzer.

»Das ist alles, was sie dabei hat.«

»Ein Koffer? Mehr nicht? Gott, ich kann mir ihr Leben in Chicago nur zu gut vorstellen. Wir müssen ihr ein paar Sachen kaufen.«

Ich hörte ihre Worte, reagierte aber nicht darauf. Fremde – mehr waren die beiden hinter dem Pick-up nicht. Und dass sie mich beurteilten und sich mein Leben mit Mom und Gabby vorzustellen versuchten, zeigte mir nur umso deutlicher, dass sie nichts über mich wussten.

Henry kam wieder zu mir, meinen Koffer in der Hand, und Rebecca folgte ihm auf dem Fuße.

»Komm, Ashlyn. Ich zeig dir das Haus.«

Wir traten in die Diele, wo ich erschrocken stehen blieb, weil ein großes gerahmtes Porträt der lieben Familie von der Wand hinunterstarrte. Da war ein brünettes Mädchen,

das Rebecca wie aus dem Gesicht geschnitten war, samt blauer Taubenaugen und allem.

Sie schien in meinem Alter zu sein, wirkte aber mit ihrem Pullunder und dem wadenlangem Rock eher konservativ. Neben Henry stand der Junge, den ich kurz am Fenster gesehen hatte. Sein Lächeln wirkte gezwungen, und in seinen Augen stand ein verwirrter Ausdruck.

Henry sah, dass ich das Foto betrachtete, und schluckte. Er öffnete den Mund, machte ihn aber rasch wieder zu, da es dazu kaum etwas zu sagen gab.

»Du hast ja eine tolle Familie, Henry«, sagte ich trocken und ging weiter ins Wohnzimmer. Da saß das brünette Mädchen von dem Foto in einem riesigen Polstersessel und las.

Sie stand auf, als sie uns hörte, und hieß mich mit einem warmen, herzlichen Lächeln willkommen. »Hi. Du musst Ashlyn sein. Ich bin Hailey. Wir haben schon so viel von dir gehört.« Die Freude schien echt zu sein, aber ich konnte ihr Lächeln trotzdem nicht erwidern.

»Ja? Ich wünschte, ich könnte dasselbe behaupten.«

Sie zuckte ob meiner Grobheit nicht einmal zusammen, sondern lächelte unbeirrt weiter.

Rebecca stellte sich hinter mich und legte mir die Hände auf die Schultern. Mir wäre es wirklich lieber gewesen, wenn sie mich nicht dauernd angefasst hätte. »Hailey, kannst du Ashlyn euer Zimmer zeigen?«

»Wir teilen uns ein Zimmer?«, fragte ich voller Verzweiflung, weil ich ganz dringend einen Raum für mich brauchte.

»Ja. Ich hoffe, das geht in Ordnung. Keine Angst. Ich bin sehr ordentlich.« Hailey grinste und nahm Henry meinen Koffer ab. Ich streckte die Hand danach aus und sagte, ich würde ihn schon nehmen, aber sie wollte nicht. »Ist schon gut. Vertrau mir einfach. Wahrscheinlich werden wir uns ohnehin bald hassen, da könnten wir doch für den Anfang nett zueinander sein«, scherzte sie.

Haileys Zimmer war pink. *Ausgesprochen* pink. Vier pinke Wände, pinke Steppdecken, pinke Vorhänge. Ein Bücherregal mit Pokalen und Schleifen aller Art. Reiten, Fußball, Buchstabierwettbewerbe. Es war deutlich zu erkennen, dass Hailey und ich sehr verschieden aufgewachsen waren.

Sollte man es glauben? Ein Bücherregal ohne ein einziges Buch?

»Ich habe die beiden obersten Schubladen und die rechte Seite vom Schrank für dich ausgeräumt.« Hailey hüpfte auf ihr Bett, das meinem gegenüberstand. Ich setzte mich ebenfalls und fuhr mit der Hand über die Decke, die anscheinend handgenäht war. »Dad sagt, du kommst aus Chicago?«, fragte sie.

Ich zuckte ob ihrer Wortwahl zusammen. »Du nennst Henry *Dad*?«

Nun war sie mit Zusammenzucken an der Reihe. »Du nennst Dad *Henry*?«

Das wurde mir allmählich zu viel. Ich wollte Hailey fragen, wie lange sie schon mit Henry zusammenwohnte, wie lange sie schon »Dad« zu ihm sagte ... aber eigentlich wollte ich die Antwort gar nicht wissen.

Ich wuchtete meinen Koffer aufs Bett und setzte mich im Schneidersitz davor. Als ich den Reißverschluss aufgezogen hatte, seufzte ich tief, denn Gabbys Lieblingsparfüm stieg wie eine Wolke daraus auf.

Ich förderte Gabbys Lieblingskleider und bequeme Sachen zutage und schließlich ihre CD-Sammlung. Ich starrte ihre Lieblingssongs an, mit denen wir sonntagmorgens das Wohnzimmer beschallt hatten, während wir Cap'n Crunch-Flakes mit Marshmallows futterten.

»Ihr zwei habt euch nahegestanden?«, fragte Hailey. Dann rollte sie in Anbetracht der dämlichen Frage mit den Augen. »Das war blöd von mir. Tut mir leid. Ich meine, tut mir leid, dass du sie verloren hast.«

Ich betrachtete Haileys Fotos an der Wand. Noch mehr Familienporträts und Fotos von ihren Freunden – nun ja, einer Freundin – und einem Typen, der seinen Arm um ihre Taille gelegt hatte.

»Das ist Theo, mein Freund. Jedenfalls so ziemlich. Wir wollten den Rest der Sommerferien nutzen, um zu meditieren und uns darüber klar zu werden, was für eine Beziehung wir führen wollen. Damit wir, wenn die Schule wieder anfängt, wissen, ob unsere Seelen immer noch auf der gleichen Wellenlänge schwingen.«

Ich starrte sie verständnislos an. Hailey kicherte.

»Theo beschäftigt sich mit Buddhismus, und ich hab viel von ihm gelernt. Unsere Verbindung war am besten, als wir zusammen Yoga gemacht haben. Da haben wir unsere ganzen negativen Energien losgelassen.«

Mom hatte auch mal ein Wochenende lang Yoga gemacht. Die Begeisterung hatte zwar rasch nachgelassen, aber sie meinte, während der Übungen sei sie näher bei sich gewesen als jemals zuvor. Ich wusste nicht, was ich zu Hailey darüber sagen sollte, denn sie war irgendwie schräg. Nicht auf meine Art schräg, sondern auf ihre Art.

Ich war davon überzeugt, dass jeder Mensch auf seine ganz eigene Art schräg war. Und das Coole daran – zumindest hoffte ich das –, war die Möglichkeit, dass es dort draußen jemanden gab, der genau die gleichen Eigentümlichkeiten besaß wie ich. Die Vorstellung, dass ich eines Tages jemanden finden würde, der mein schräges Ebenbild war, fand ich äußerst spannend.

Ich suchte immer noch.

»Er möchte mit mir schlafen«, platzte Hailey unvermittelt heraus. Ich spürte, wie ich rot wurde. Sie fuhr ungerührt fort. »Ich will aber noch warten. Deshalb haben wir ja eine Pause eingelegt.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte, denn diese Dinge waren doch irgendwie persönlich, und ich kannte ja nicht einmal Haileys Nachnamen. Waren alle Leute in Edgewood, Wisconsin, so freimütig wie Hailey? Redeten die Mädchen über ihre sexuellen Erfahrungen ganz offen und ohne Scheu vor dem Einbruch in ihre Intimsphäre?

Ich ließ mich rücklings aufs Bett fallen. An die Decke waren Wolken und Vögel gemalt. Hailey legte sich ebenfalls auf den Rücken und starrte an die Decke. »Theo hat es mit mir